

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 2

Artikel: Der Schumacher in der Frankengasse : ein Blick in das Leben der Zürcher Altstadt
Autor: Steck, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663436>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Schuhmacher in der Frankengasse

Ein Blick in das Leben der Zürcher Altstadt von Fritz Steck

In der obern Frankengasse, auf der linken Seite, wenn wir vom Zürcher Oberdorf hinaufsteigen, steht ein kleines orangengelbes Haus. An den Fenstern blühen Geranien, und auf dem gepflasterten Vorhöfchen wachsen Gräser aller Art neben Spitzwegerich und Efeu wild durcheinander. Eine große, eiserne Teppichstange, die zum Teil von Flechten und Moos überwachsen ist, wirft ihren Schatten auf eine kleine Fensterreihe, hinter der allerlei dunkles und blinkendes Zeug zu liegen scheint. Vor allem hängt da an einem ledernen Schuhbündel ein großer Vogeltäschig, der mit Schnüren zusammengebunden ist und frei in der Luft schaukelt. Drinnen sitzt ein kleiner gelber Säger, pickt eifrig an einem Stück Schnabelwecker und schüttelt dazu sein Gefieder. Unter ihm, mit einem rot karierten Tuch halb bedeckt, steht eine Ledernähmaschine, und auf einem Holzbrett nebenan liegen allerlei Nadeln, Allen, Zangen und Hämmer und eine Menge von Nägeln, kleine mit dicken bleiglänzenden Köpfen, längere mit flachen schimmernden Hüten und solche aus elfenbeinfarbenem Holz. Im Hintergrund stützt sich ein dunkleichenes Holzgestell an die Wand. Auf seinen Brettern liegen schön ausgerichtet Schuhspanner, Vorzeichsohlen und dann und wann ein Paar altertümliche Schnallenschuhe. Eine Lampe mit einem senfbleiähnlichen Messinggleichgewicht mit einem dunkelgrünen Glasschirm schwebt gerade über dem Brett mit den vielen Nägeln und Hämmern. Der elektrische Draht, umhüllt mit braunem Faden, zieht sich von der Decke zu einem Rachelbüchsen zurück und verschwindet hinter dessen stahlblauem Rohr in der Wand. Auf den Racheln des Schens präsentieren sich in bunter Reihenfolge viele Trachten aus dem vergangenen 18. Jahrhundert. Eine Hochzeitsgesellschaft sitzt da, in recht wunderbaren Kutschen und ist bereit, ihre glückliche Fahrt ins Leben zu beginnen. Jedoch das verlockende Glück wird etwas gedämpft durch einen schwarzen Fußfleck, der ausgerechnet auf dem schönen Gewand der Braut liegt, dann auch durch das böse

Omen einer schwarzen Spinne, die in ihrem Netz sitzt und mit bösen Augen bald die Hochzeitsgesellschaft, bald den fröhlichen gefiederten Gesellen betrachtet.

Das Stübchen erweckt überhaupt ganz irrige Vorstellungen, will sagen, es atmet Leblosigkeit, tiefe Vergangenheit. Wäre der Säger nicht, der mit seinem beflügelten Herumhüpfen alle Museumsstille zerstört, man hätte glauben müssen, hier habe vor 200 Jahren ein Mann gelebt, und mitten in der Arbeit sei er von Gevatter Tod ins Jenseits geholt worden. Seither habe kein Mensch die Werkstatt mehr betreten.

Gerade in dem Moment, in dem man solch zeitverlorenen Gedanken nachjagt, öffnet sich aber in dem kleinen Haus ein Fenster, und hinter einer mächtigen Staubwolke erscheint das zufriedene und freundliche Gesicht einer beinahe 60jährigen Frau. Mit einem dickwollenen Tuch um den Kopf gebunden schüttelt sie das Staubtuch aus, und aus dem nebenan liegenden Hause schaut ihr eine andere Frau zu, die mit einer weißen Schürze angetan, das Abwasser gekochter Kartoffeln in ein Vorgärtchen, mitten zwischen Dahlien und Astern hineinleert, so daß für eine Weile eine kleine Dampf Wolke zwischen den Blumen aufsteigt, wie etwa aus den herbstmorgentlichen Ackerfeldern.

„So, wird gekocht?“ ruft unsere Frau aus dem orangengelben Häuschen hinüber, und die andere, ohne sich in ihrer Abschüttarbeit stören zu lassen, ruft wieder: „Ja, Geschwellte, das Zimmer habe ich übrigens vermietet, das heißt mein Sohn hat es vermietet an eine, die jetzt dann ein Kind bekommt. Ich hätte es schon nicht gegeben. Das gibt immer solche Umstände!“

„Jrgendwo werden die auch leben müssen“, ruft die Schuhmachersfrau zurück, „man könnte auch meinen!“

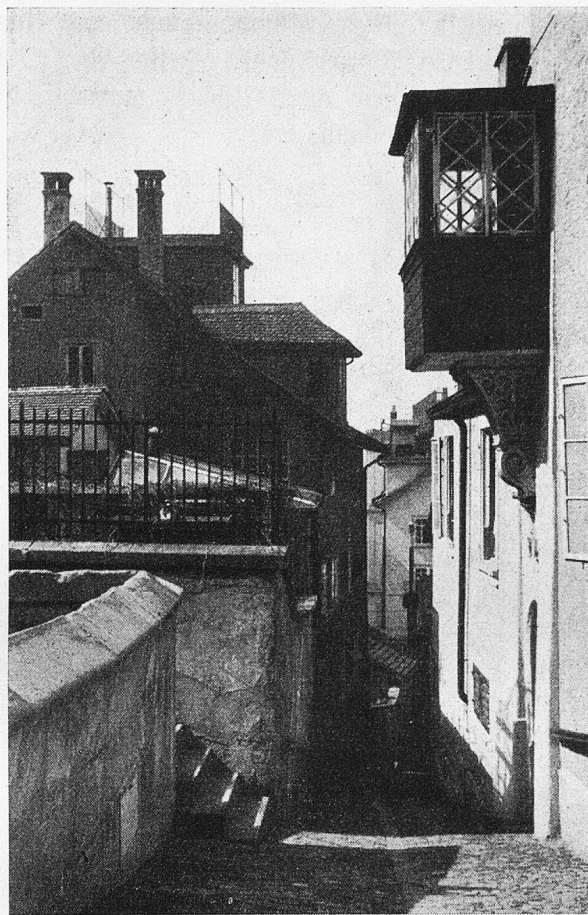
Das Gespräch der beiden wird aber in dem Moment unterbrochen durch das Kreischen des Gartentörchens, das sich jetzt öffnet, und herein tritt schwankenden Schrittes und stark keuchend

ein Mann von beinahe 80 Jahren, in beiden Händen ein Netz voller Gurken, Tomaten, Äpfel, Kopfsalat und anderem mehr. Die mit dem dampfenden Hafen zieht sich in ihre Küche zurück, und die mit dem Staublumpfen begrüßt den Hereinkommenden mit den Worten: „So Mann, bist du schon wieder zurück?“ Wir erkennen daraus, daß das der alte Schuhmacher sein müsse, der sonst in dem oben beschriebenen Stübchen (mit der Spinne und dem Kanarienvogel) auf Sohlen und Absätzen herumklopft. Der steigt nun eine schmale Holzterasse empor, wirft oben die beiden Netze mit Gemüse erschöpft in einen Winkel, taumelt in die Stube und läßt sich auf einem roten Plüschsofa nieder, über dessen Lehne ein kleines durchbrochenes Deckchen liegt, auf das mit blaßroter Wolle die Worte gestickt sind: „Der Herr ist mein Hirte, sein Stecken und Stab trösten mich“. Auf das Sofa scheint aus einem goldumrahmten Stich der Rheinfluss herunter zu sprudeln. Ein Tisch, ein kleiner runder Tisch steht in der Mitte des Zimmers, bedeckt mit einer rot befransten Sammetdecke, auf der ein großer gedrehter Messingaschenbecher wie ein Denkmal auf einem Stoß von Zeitungen und Zeitschriften ruht. Ein kleines Nähtischchen füllt die hintere Ecke ganz aus, und auf ihm, in eine bläuliche lange Vase gestellt, leuchten die Dahlien und Asters aus dem Vorgärtchen und verbreiten ein liebliches und gemütliches Licht im Stübchen.

„Geh nicht mehr auf den Markt“, fängt nun der alte Mann zu brummeln an, „ist mir zu streng“.

„Was sagst?“ pustet da seine Frau in die Stube. „Meinst, ich müsse nicht jeden Morgen um vier Uhr aufstehen und das Tagblatt vertragen? Und vor 30 Jahren, als das Berichtshäusli noch war und ich jeden Morgen im Eierbrecht ein paar Kilometer herumliefe wegen nur fünf Zeitungen, bis nach Witikon hinaus und bis in die Rehalp?“

„Vor 30 Jahren habe ich auch noch jeden Tag meine acht Paar Schuhe gesohlt und mit Absätzen versehen,“ antwortet der Alte, „schließlich sind wir nicht mehr von heute.“ Die Frau gibt keine Antwort, sondern fegt und putzt in der Stube und in der Küche herum und denkt bei



Die Frankengasse

sich: Mag er frozzeln. Das aber tut der alte Schuhmacher nicht, sondern er legt sich der Länge nach auf das Kanapee, schließt seine Augen und schläft ein. Und er träumt, er träumt, daß plötzlich alle Nägel mit den bleiglanzenden dicken Köpfen Gefieder bekommen, herumflattern und wild durcheinander jubilieren. Dann träumt er von einer Hochzeitskutsche, in der ein Bräutigam sitzt, der aussieht, wie wenn er ganz schwarz lackiert wäre. Auf seinem weißen steifen Hemd sitzt eine große schwarze Spinne, und die Hochzeitskutsche fährt wie verrückt um einen Ofen herum, gefolgt von den gefiederten Nägeln, schwebt immer höher in die Luft und rast plötzlich mit ungeheurem Krach in die Ledernähmaschine. Da birst alles miteinander, und aus einer großen schwarzen Wolke lösen sich die Umrisse einer Kirche, werden immer klarer, immer freundlicher. Am Fuße der Kirche fahren Fiaker durch die Straßen mit bunt angetanen

Mädchen in ihrem Innern, und aus einer Schenke tönen Walzerklänge. „Jessas, der Stephel! Jessas mein altes Wien!“ murmeln die Lippen des Schuhmachers.

*

Eine einzige kleine und sehr schmutzige Lampe beleuchtet das Gäßchen am Abend. Hinter kastanienroten Vorhängen leuchten schwache Lichter und ein kleines Stück Sternenhimmel ist zwischen den sich vorbeugenden Siebeln sichtbar. Auf dem gepflasterten Vorhöfchen, angelehnt an die Teppichstange, die jetzt keinen Schatten mehr wirft auf die Fensterreihe, steht ein Mädchen, schaut manchmal in die schwach erleuchteten Fenster hinauf, dann zu dem einzigen Sternbild am Himmel und senkt seinen Kopf wieder. In seiner einen Hand hält es, im Dunkeln nur schwer erkennbar, ein Buch. Bei hellem Lichte wäre auf dem Buche zu lesen: Stephan George, „Ge-



Am Hirschengraben

dichte“. Zwischen die Seiten eingeklemmt, ist ein rotledernes Buchzeichen, gerade dort, wo die Worte stehen: Wer je die Flamme umschritt, bleibe der Flamme Trabant. Auch von den Lippen des Mädchens hören wir sie, nur geflüstert, als wollte sie es niemandem sagen, nicht dem Kanarienvogel und nicht der schwarzen Spinne.

„Was es wohl heißen mag, was es wohl sein mag? Mein Vater ist nur Schuhmacher. Seine Heimat ist Böhmen, ein fernes schönes Land. Und lernen tat er in Wien, einer fernen schönen Stadt. Was es wohl bedeuten mag?“ Und fest drückt sie ihren heißen Kopf an die kalte Stange, wie wenn aus ihr die Wahrheit kommen müßte.

„Ich kann sie nicht finden“, seufzt es und schaut wieder empor zu dem Sternbild. „Ich kann die Flamme nicht finden.“ Dabei steigen ihr die Tränen in die Augen, und mit einer Bewegung, wie wenn sie alles, die ganze Erde und alle Sternbilder weit hinter sich lassen möchte, steigt sie die schmale Treppe empor, Stufe um Stufe.

*

„Warum erzählen Sie mir solche Dinge?“ fragt ein gut aussehender Geschäftsmann den Menschen, der in einem braunen Leinenkittel neben ihm einher geht. „Das sind doch Phantastereien, Hingetraumtes, ohne Sinn und Zweck.“

„Ohne Sinn und Zweck?“ wiederholt fragend der im braunen Leinenkittel. „Ich habe Ihnen aus dem Leben von drei Menschen dieser Altstadt erzählt, den Menschen, wie sie sind in den Tglus der Eskimos, im hohen Grönland, in den Zelten der Fischer am Nil und in den Hütten der Bauern am Ganges. Ein Stück Leben, ein Stück Weltleben, in seiner Liebe, in seiner Ohnmacht, in seiner Angst und in seinem freudigen Ahnen der letzten Dinge. In diesen paar Stunden ist das Rätsel verborgen, warum der Baum jeden Frühling wieder Blüten trägt und jeden Herbst wieder voller Früchte hängt. Und Sie finden das sinnlos und zwecklos? Aber vielleicht haben Sie recht, vielleicht sind es wirklich bloß Phantastereien.“

(Die Photographien zu diesem Artikel wurden uns freundlicherweise von Herrn Rudolf Pestalozzi zur Verfügung gestellt und stammen aus seinem sehr guten Buch „Zürich aus meinem Leica-Skizzenbuch“. Die Redaktion.)